

Kulturwandel – von Eugen Bleuler zur heutigen Ereignisdichte

Daniel Hell

Diese Nummer des SANP ist aussergewöhnlich. Sie konzentriert sich auf zwei Originalartikel, die deutlich länger als gewohnt sind. Damit wird von der Regel abgewichen, mit kurz gefassten, thematisch vielschichtigen und aktuellen Artikeln die Weite unserer Fachgebiete widerzuspiegeln. Diese Konzentration auf nur zwei Themen löst aber ein, was in den beiden Artikeln herausgearbeitet wird, nämlich einerseits ein Gegengewicht zur Dringlichkeit und zum Effizienzdruck unserer sozio-ökonomischen Kultur zu schaffen und andererseits dem Biographischen genügend Raum zu geben, um anamnestisch Wichtiges nicht dem Dringlichen zu opfern.

Die Soziologin Vera King zeigt in ihrem differenzierten Beitrag beispielhaft auf, wie aktueller gesellschaftlicher Wandel und psychische Entwicklung zusammenhängen. Sie geht von einer enormen «Komprimierung der Ereignisdichte» im heutigen Leben aus. Diese «Dringlichkeit» gibt den gesellschaftlichen und beruflichen Takt vor. Sie habe eine Fragmentierung kommunikativer Abläufe zur Folge, schmälere den Raum für die psychische Verarbeitung und führe individuell zu einer Art «Daueralarm» und institutionell zu einer Form «üblichen Ausnahmezustandes». Doch sieht Vera King die Lebensmuster der von ihr untersuchten Menschen nur teilweise als Folge dieses gesellschaftlichen Umbruchs. Die persönliche Lebensgestaltung sei ebenso durch spezifische psychische Verarbeitungsformen geprägt. So könne z.B. die beruflich geforderte «Dringlichkeit» auch zur Abwehr von Bindungsängsten benutzt werden. Die Autorin arbeitet drei Typen heraus, um das Ineinander von persönlichen Bedürfnissen und sozio-kulturellen Faktoren aufzuzeigen. Beim ersten Typ führt die ambivalente Anpassung an die Flexibilisierung und Deregulierung des Arbeitsprozesses zu einem bewusst erfahrenen, aber rational nicht verstandenen Leiden. Was überfordert, wird nur erlitten, aber nicht erkannt. Der zweite Typus unterwirft sich «der Macht der Dringlichkeit», weil alles andere ihm Angst machen würde. Im dritten Fall ist die Anpassung an den Optimierungsdruck der heutigen Gesellschaft so weit gediehen, dass Leidenszustände von Betroffenen nur als Aufforderung verstanden werden, sich noch mehr anzupassen und die eigene Optimierung voranzutreiben. Gemeinsam ist allen drei Typen, dass ihre Anpassungsversuche an die gegenwärtige Kultur mit einer Schwächung ihrer Beziehungen oder mit Beziehungsschwierigkeiten einhergehen, diese aber durch den Aktivitätsrausch verdeckt sind. Aus dem Artikel von Frau King kann der Schluss gezogen werden, dass die heutigen psycho-sozialen Verhältnisse, von der Autorin als «Dringlichkeit» charakterisiert, für die psychiatrisch-psychotherapeutische Praxis von erheblicher Bedeutung sind und wohl noch zu wenig Beachtung finden.

Der Beitrag von Walter Letsch schildert eine andere, vergangene Welt. Er bringt uns die Verhältnisse nahe, in denen Eugen Bleuler, der Schweizer Psychiater mit der grössten Breitenwirkung, gross geworden ist. Damit wird zwar nicht sein späteres Schaffen erklärt, aber manches verständlicher, was zu seiner Berufswahl und zu seiner beruflichen Entwicklung beigetragen hat. Dank neuer Quellen gewinnt der Autor ein präziseres Bild von Bleulers Kindheit und Jugend, als es früheren Autoren, den Schreibenden eingeschlossen, zu vermitteln möglich war. Eugen Bleuler entstammt nicht einer Bauernfamilie, wie manchmal kolportiert wurde, sondern wuchs in einem bäuerlich geprägten Milieu auf, das aber bereits von seinen Vorfahren mit gewerblichen und bildungsbürgerlichen Elementen angereichert war. Schon sein Vater hatte ein Gymnasium mathematisch-neurowissenschaftlicher Ausrichtung besucht. Er war Kaufmann und Schulverwalter in Zollikon. Seine Mutter hatte in einem Pensionat eine gute Bildung erhalten und forderte ihren Sohn Eugen auch intellektuell früh, sodass dieser noch vor der Einschulung lesen konnte. In der Familie herrschte ein liberaler Geist. Eugen Bleuler hatte unterschiedliche Interessen, sodass ihm seine Berufswahl nach Absolvierung des Gymnasiums in Zürich nicht leicht fiel. Er scheint zwischen dem Studium der (Kunst-) Geschichte und naturwissenschaftlichen Fächern geschwankt zu haben, entschied sich dann aber für die Medizin. Wie weit dabei die psychotische Erkrankung seiner Schwester Pauline beigetragen hat, lässt W. Letsch in seiner materialreichen Studie offen, doch dürfte dies – wie mir zwei Enkel versicherten – unter den Nachkommen unbestritten gewesen sein. Von besonderem Interesse ist im Beitrag von W. Letsch der erstmals mit zusätzlichen Informationen veröffentlichte Stammbaum Eugen Bleulers und einzelne, bisher ebenfalls unveröffentlichte Briefe aus seiner Jugendzeit sowie eine genealogische Studie über die Familie Bleuler, zu der Eugen Bleuler seine Cousine Julie Berchtold-Bleuler motiviert hatte. Zweifellos war Eugen Bleuler, der als Psychiater eugenische Standpunkte vertreten hatte, durch seine eigene Familiengeschichte sehr herausgefordert. Er bewies aber gegenüber seiner chronisch kranken Schwester Pauline wie gegenüber der gesamten Herkunftsfamilie ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl und fiel nicht in den Fehler, die Praxis der Theorie zu opfern.

Die Studie von W. Letsch zu Kindheit und Jugend von Eugen Bleuler ist in vielem vorbildlich. Es gelingt dem Autor, viele neue Gesichtspunkte zusammenzutragen und Eugen Bleuler dem Leser als Person näher zu bringen.